Familienstellen mit Schwulen und Lesben

Ein Erfahrungsbericht

„Schwule“ und „Lesben“ – kann man das im Titel so schreiben? Sind die Bezeichnungen „schwul“ und „lesbisch“ vielleicht unpassend? Werden sie als diskriminierend verstanden? Wäre es nicht besser, sie durch den Begriff „Homosexuelle“ zu ersetzen? Der Frage nach dem Umgang mit dem „Anderssein“, der Frage nach „Political Correctness“ und damit der einhergehenden allgemeinen – aber auch persönlichen – Unsicherheit begegne ich während der Arbeit mit Lesben und Schwulen oft.

Der Begriff „Homosexualität“ wie auch der Begriff „Heterosexualität“ sind klinische Begriffe aus dem 19. Jahrhundert, die nahe legen, es gehe hier lediglich um die Unterscheidung der sexuellen Orientierung. In der Alltagssprache gibt es jedoch eine große Anzahl diskriminierender und abwertender Ausdrücke. Die Begriffe „Lesbe“ und „Schwuler“ haben ihren Ursprung in diesem Bestand an Ausdrücken. Sie wurden jedoch von den jeweiligen Emanzipationsbewegungen aufgenommen und werden inzwischen als Selbstbezeichnung benutzt. Keiner der Teilnehmer oder Teilnehmerinnen meiner Gruppen bezeichnete sich als homosexuell, sondern immer nur als „lesbisch“ oder „schwul“. Die Begriffe schwul und lesbisch erscheinen mir daher lebensnäher und deutlicher. Der Begriff „Homosexualität“ klingt nicht nur klinisch neutral und distanziert, sondern er entspricht meiner Erfahrung nach auch nicht dem Selbstverständnis der, ich nenne sie jetzt hier einmal „Betroffenen“.

Auf die historischen und soziologischen Hintergründe des Themas Homosexualität gehe ich in diesem Artikel nicht ein, sondern berichte hier von meinen praktischen Erfahrungen mit zwei Seminaren in Freiburg, die sich ausschließlich an einen schwulen und lesbischen Teilnehmerkreis richteten. Wie komme ich überhaupt dazu, als heterosexuelle Frau Familien-Stellen-Seminare für Lesben und Schwule anzubieten? Die Idee für dieses Angebot entstand aus den Anregungen einer lesbischen Freundin, die selbst schon an einigen Aufstellungsgruppen teilgenommen hatte und immer wieder, wenn sie ihren lesbischen Freundinnen davon erzählte, Rückmeldungen bekam wie: „Ich würde ja auch mal gerne an so einer Gruppe teilnehmen, aber in einer Hetero-Gruppe ...?“

Der Hintergrund war die Angst, sich erklären zu müssen, nicht ernst genommen oder ausgegrenzt zu werden. Hinzu kommt, dass Freiburg eine relativ kleine Stadt ist. Von daher war auch die Befürchtung eines unfreiwilligen „Coming-out“ (das Bekanntwerden der eigenen sexuellen Orientierung) berechtigt. Wer das nicht wollte, musste während eines Seminars angespannt sein Lesbisch- oder Schwulsein verheimlichen.

Ein schwuler Gruppenteilnehmer brachte es in einem Vorgespräch einmal so auf den Punkt: „Wenn ich mitteile, dass ich schwul bin, habe ich Angst, dass ich dann nur noch als Schwuler und nicht mehr als Mann gesehen werde, dass mich niemand mehr für einen Mann als Stellvertreter wählt und dass ich auf mein Schwulsein reduziert werde.“

Nachdem die Idee für eine Lesben-Schwulen-Gruppe geboren war, wurde mir sofort bewusst, dass ich eine lesbische Kollaboratorin oder einen schwulen Kollaborator an meiner Seite haben wollte. Sie würde ich benötigen, um so die Verbindung zwischen Leitung und Teilnehmern zu haben, aber auch zu meiner Sicherheit. Ich hatte vorher weder mit Schwulen oder Lesben beraterisch oder therapeutisch gearbeitet noch intensive eigene Auseinandersetzungen oder Selbsterfahrungen mit Schwulen und Lesben gehabt. Den ersten Kurs leitete ich zusammen mit einer lesbischen Kollegin und den zweiten Kurs mit meinem schwulen Kollegen Beat Jörg, der mir für diesen Artikel Material zur Verfügung gestellt hat.

Im Folgenden gehe ich sowohl auf die Gemeinsamkeiten wie die Unterschiede von offen ausgeschriebenem Aufstellungsseminaren und schwul-lesbischen Seminaren ein und zwar hinsichtlich

- des Seminarvorfeldes,
- der Aufstellungen der Herkunftsfamilie,
- der Bedeutung des Benennens, schwul und lesbisch zu sein, und
- von Paaraufstellungen.

Im Vorfeld des Seminars

Im Gegensatz zu den „normalen“ Seminaren wurden im Vorfeld der schwul-lesbischen Seminare weitaus mehr Vorgespräche, sowohl persönliche als auch telefonische, von den Interessenten verlangt.

Eine elementare Frage in diesen Gesprächen war die Frage nach der sexuellen Orientierung der Leitung. Als ich klarlegte, dass ich heterosexuell bin, wurde deutlich, wie wichtig den Teilnehmern und Teilnehmerinnen war, dass die Leitung die Thematik nicht nur theoretisch, vom Kopf her, durchdringt. Der Hinweis, dass eine homosexuelle Kollaboration mit dabei sein würde, gab bei Unentschlossenen oft den Ausschlag zur Anmeldung.

Auch folgende Erfahrung, die ein schwuler Familiensteller mir mitteilte, passt zu dieser Beobachtung: Alle homosexuellen Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus einer „gemischten“ Gruppe stellten bei ihm auf, obwohl es den Teilneh-

mern freigestellt war, bei ihm oder bei der heterosexuellen Koleiterin aufzustellen. Es scheint so, dass bei gleicher sexueller Orientierung der Vertrauensvorsprung erheblich höher ist.

Die wichtigste Frage in den Vorgesprächen war denn auch das Verständnis der (heterosexuellen) Leitung, sprich mein Verständnis, von Homosexualität. Einige Teilnehmer hatten Bemerkungen und Zitate von Bert Hellinger (die mir allerdings persönlich nicht bekannt waren) so verstanden, dass Homosexualität eine Verirrung und als solche „heilungsfähig“ sei. Bedenken hinsichtlich des Aspektes „Umpolen“ oder „Heilen“ wurden öfter genannt. Als ich äußerte, dass nach meinem Verständnis eine lesbische oder schwule Orientierung an sich weder klärungs- noch behandlungsbedürftig sei, entspannten sich die Atmosphäre und die potentiellen Teilnehmerinnen und Teilnehmer merklich. Diese Anfragen waren mit der Grund, in die zweite Seminausschreibung den Text „Worum es uns geht“ einzuflechten. Darin heißt es: „Schwule und Lesben mit ihren Familien- und Beziehungsgeschichten stehen im Mittelpunkt dieses Wochenendes. Es geht jedoch nicht darum, die eigene Homosexualität zu erklären oder gar zu verändern. Unser Ziel ist, dass dieses Seminar durch ein schwul-lesbisches Selbstverständnis geprägt wird und in einem Rahmen stattfinden kann, in dem sich niemand für sein Anderssein erklären oder rechtfertigen muss.“

Die Fragen nach meinem Verständnis von Homosexualität wurden dadurch in Vorgesprächen für die zweite Gruppe nicht mehr gestellt, meine sexuelle Orientierung blieb jedoch Thema.

Aufstellung der Herkunftsfamilie

Die Anliegen in den lesbisch-schwulen Gruppen unterschieden sich nicht wesentlich von den Anliegen in anderen Gruppen. Es ging vor allem darum, den eigenen Platz in der Herkunftsfamilie zu finden, um Schwierigkeiten mit den Eltern oder den Geschwistern.

Ich beschreibe jetzt einige Muster in Aufstellungen und die Überlegungen beziehungsweise Hypothesen, die sie bei mir und bei den Koleitern ausgelöst haben. Dabei geht es mir nicht um allgemein Gültiges, denn es sind Einzelbeispiele. Aber doch ließen sich bei der relativ kleinen Anzahl von insgesamt 20 Aufstellungen Gesichtspunkte erkennen, die in fast jeder Aufstellung auftraten.

In über zwei Drittel aller Aufstellungen stellten die Protagonisten ihre Stellvertreter abseits der restlichen Familie auf. In einiger Entfernung, doch mit Blick auf sie. Die restliche Herkunftsfamilie stand relativ nah beieinander. Die Aufstellung vermittelte den Eindruck: Dort steht die Familie, und ich gehöre nicht dazu beziehungsweise fühle mich nicht zugehörig.

Bei fast allen Aufstellungen wurde deutlich, dass die schwulen und lesbischen Teilnehmer und Teilnehmerinnen das eigene Schwul- oder Lesbischsein als ihr individuelles

„Problem“ betrachten. Es war auf der einen Seite schwierig und belastend, auf diesem besonderen Platz außerhalb zu stehen. Auf der anderen Seite zeigte sich aber auch fast immer ein Aspekt von Stolz, manchmal gemischt mit Trotz. Sätze wie: „Ich nehme all das auf mich“ oder „Ich trage mein Schicksal alleine und mute euch nicht zu, mit meinem Anderssein umgehen zu können“, die in den Aufstellungen spontan genannt wurden, drückten das aus. Es sah so aus, als würde das Anderssein, das Abseitsstehen auf eine gewisse Art und Weise kultiviert – vielleicht auch als Reaktion auf Diskriminierungen.

In diesem ersten Bild der Aufstellung, in diesem „Außenstehen“, zeigten sich für uns Leiter zwei Aspekte.

Der eine Aspekt legte die Hypothese nahe, dass Schwule und Lesben mit ihrer Familie im Zusammenhang mit „Ausschluss“ verstrickt beziehungsweise verbunden sind. Sie nehmen den Platz einer ausgeklammerten beziehungsweise vergessenen Person ein, die zum System gehört, und vertreten diese. Das können zum Beispiel Familienmitglieder mit einem besonderen Schicksal, wie früher Tod, Täterschaft, Opferschaft, Behinderung, schwere Krankheit, um nur einige zu nennen, sein. Unsere Erfahrung hinsichtlich Verstrickungen zeigte häufig, dass schwule Männer in erster Linie mit der Geschichte der Mutter und lesbische Frauen in erster Linie mit der Geschichte des Vaters verbunden sind. Die Verstrickungen oder Verbindungen betrafen häufig eine gegengeschlechtliche ausgeklammerte Person, sodass der schwule Mann häufig mit einer Frau und die lesbische Frau häufig mit einem Mann aus einer anderen Generation verstrickt war. Bei heterosexuellen Teilnehmern hingegen ist meine Erfahrung, dass die erste Verbindung meistens mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und dessen Geschichte, also Tochter zur mütterlichen Linie, Sohn zur väterlichen Linie, ist.

Der andere Aspekt war für uns die Tatsache, dass Lesben und Schwule in der Realität oft ausgeschlossen und diskriminiert werden und, hier zitiere ich meinen Kollegen Herrn Jörg, „dass wir Schwulen und Lesben unsere Rolle als Außenseiter des Systems etwas gar hoch einschätzen“. Hier einige Aufstellungen zur Verdeutlichung:

(Wenn ich in den folgenden Schilderungen der Aufstellungen von Sohn, Tochter, Mutter oder Vater spreche, so meine ich die Stellvertreter derjenigen.)

Eine lesbische Frau möchte den eigenen Platz in ihrer Herkunftsfamilie finden, zu der sie sich nicht dazugehörig fühlte. Sie hat einen jüngeren Bruder und eine ältere Schwester. In der Grundaufstellung stand auch sie außerhalb und hatte keine Verbindung zu ihrer Mutter und wenig zu ihren Geschwistern.

Zur Geschichte der Familie: Die Großmutter mütterlicherseits flüchtete im 2. Weltkrieg. Die Mutter der Protagonistin wurde unehelich nach der Flucht geboren. Der Vater war von der Großmutter nie benannt worden.

→

Während der Aufstellung war für die Großmutter eine zentrale Figur der Vater ihrer Tochter, der, da es ihn ja de facto gab, im Laufe der Aufstellung mit ins Bild genommen wurde. Der Stellvertreter dieses Mannes fühlte sich wie ein Soldat, nicht wie ein Zivilist. Zwischen der Großmutter und dem Soldaten lagen Anziehung, eine gewisse sexuelle Energie und gleichzeitig Hass. Es war eine große Spannung spürbar, und etwas wie ein „Geheimnis“ lag zwischen ihnen. Es sah ganz so aus (wenn man nach der Energie der Aufstellung schließen darf), als ob die Mutter der Protagonistin unter „besonderen Umständen“ (darüber gab es wie gesagt keine Fakten) von diesem Soldaten gezeugt wurde. Die lesbische Frau und Tochter der Mutter war sehr mit diesem Mann, dem Soldaten, verbunden, der ihr Großvater war. Hier war also eine „Überkreuzverstrickung“ mit einer gegengeschlechtlichen, ausgeklammerten Person. Dann aber noch ein Beispiel, wo eine solche gegengeschlechtliche Verstrickung fehlt: Ein schwuler Mann stellte seine Herkunftsfamilie auf, mit dem Anliegen, seinen Platz im Leben zu finden. Er ist das dritte Kind von vieren, zwei Jungen und zwei Mädchen. Aufseiten des Vaters gibt es eine große Dynastie von Gutsbesitzern, aufseiten der Mutter viele schwere Frauenschicksale, unter anderem einen Mord. Sein Großonkel, der Onkel seiner Mutter, wurde jung unter mysteriösen Umständen umgebracht. Der Sohn stand außerhalb seiner Familie. Die einzige Person, mit der er sich verbunden fühlte, war seine Mutter. Als sein Großonkel und der Täter beziehungsweise die Täterin dazugestellt wurden, konnte der Sohn näher kommen. Er suchte große Nähe zum Opfer, seinem Großonkel, fühlte sich mit diesem sehr verbunden. Erst als das Opfer (und der Täter/die Täterin) von der Mutter und der gesamten Familie gesehen wurde und seinen Platz bekam, entspannte sich der Sohn und konnte seinen Platz in der Geschwisterreihe einnehmen.

Es sah so aus, als ob der Sohn mit dem (hier männlichen) Opfer aus der Geschichte mütterlicherseits verbunden war. Weiterhin erlebten wir in den Aufstellungen zunächst oft, dass schwule Söhne nicht den Mut haben, auf die männliche Kraft des Vaters zu vertrauen, und dass lesbische Töchter sich der weiblichen Kraft der Mutter verschließen. Die Hinwendung der lesbischen Frauen zu ihren Müttern und die der schwulen Männer zu ihren Vätern waren Kraft gebende, würdevolle Momente. Sätze wie „Du bist mein Vater, ich bin dein Sohn und ich bin ein Mann“ oder entsprechend „Du bist meine Mutter, ich bin deine Tochter und ich bin eine Frau“ wirkten dabei sehr unterstützend.

Mein Kollege Herr Jörg hat im Laufe seiner Aufstellungsgruppen mit Lesben und Schwulen dafür ein Ritual entwickelt, das ich hier etwas verkürzt schildern möchte.

Die lesbische Tochter geht zu ihrer Mutter. Sie geht als Frau und nimmt von dieser als Frau. Und hier liegt die Betonung, sie geht als *Frau* zu den *Frauen*. Es ist egal, ob sie sich

sexuell zu Frauen oder Männern hingezogen fühlt, sie ist und bleibt eine Frau. Sie fühlt die weibliche Kraft und gibt dieser einen Platz. Und wenn sie genug genommen hat, dann dreht sie sich um und geht in ihr Leben. In ihrem Rücken hat sie die Mutter, deren Mutter und viele Mütter und Frauen, die vor ihr waren. Dann dreht sie sich nochmals um und sagt: „Ich bin eine Frau und gehöre dazu. Ab jetzt ist mit mir zu rechnen.“ Und das Ganze gilt natürlich entsprechend für die schwulen Männer und ihre männlichen Vorfahren.

Es wurde immer wieder für uns und die Teilnehmer sichtbar, wie ein inneres Aufrichten, manchmal auch ein „Luft-ablassen“ stattfand und derjenige, der dieses Ritual durchführte, zur eigenen Würde fand.

In vielen Aufstellungen konnte jedoch der Stellvertreter des Protagonisten, trotz einer Klärung beziehungsweise Lösung hinsichtlich seiner Ahnen, seinen Platz bei seinen Eltern und Geschwistern nur schwer einnehmen. Wir hatten den Eindruck, dass jetzt der zweite, aus der eigenen Lebensgeschichte kommende Aspekt in den Vordergrund trat.

Die Bedeutung des Benennens, schwul und lesbisch zu sein

Der Satz „Ich bin schwul“ respektive „Ich bin lesbisch“, in der Aufstellung vom Stellvertreter des Protagonisten beziehungsweise Stellvertreterin der Protagonistin gesprochen, hatte oft eine außerordentliche Wirkung. Sowohl die Protagonisten als auch die ganze Familie wirkten erleichtert und entspannt, wenn diese Tatsache benannt und offen gelegt wurde.

Allein durch den Satz war fast immer eine Zuwendung zwischen den Familienmitgliedern möglich. Der Stellvertreter des Protagonisten konnte seinen Platz mehr einnehmen und die Familie öffnete sich.

Dieses „Öffnen nach außen“, dieses „Zu-sich-Stehen“ von den Protagonisten war der erste Schritt beim Finden von Ordnung, Kraft und Liebe innerhalb der Kernfamilie. Sehr bemerkenswert war, dass die Kernfamilie in der Aufstellung (manchmal in krassem Gegensatz zur Alltagserfahrung des Protagonisten) mit den Worten „Das haben wir gewusst“, „Das ist in Ordnung“ oder völlig selbstverständlich reagierte. Es sah so aus, als wäre das Coming-out, das Ansprechen des „Anderssein“ ein Türöffner, um dadurch den eigenen Platz in der Familie besser einnehmen zu können. Es war so, als ob in dieser Familie Homosexualität „mit dazugehörte“. Es scheint auch hier so zu sein, dass die Wahrheit letztendlich freundlicher ist als jede Form von Verdrängung oder Bagatellisierung.

Gleichgeschlechtliche Paaraufstellungen

Die gleichgeschlechtliche Partnerschaft ändert nichts grundlegend an den Problemen von Partnerschaft. Es wurden

annähernd die gleichen Anliegen wie bei heterosexuellen Paaren genannt: zum Beispiel Nähe/Distanz, Eifersucht und Sexualität. Dies zeigen auch folgende Aufstellungen. Eine lesbische Frau mochte ihre Beziehung zu ihrer Partnerin verbessern. Beide Frauen waren seit einem halben Jahr ein Paar und wollten zusammenziehen. Die Frau stellte jemanden für sich und jemanden für ihre Partnerin auf. Beide Frauen standen sich gegenüber, und zwischen ihnen war eine Mischung aus Traurigkeit und Sehnsucht. Die Stellvertreterin der Protagonistin konnte ihre Partnerin nicht richtig sehen und meinte, sie schaue etwas durch sie hindurch. Beim Nachfragen erzählte die Protagonistin, dass ihre große Liebe, ihre erste Liebe, eine bisexuelle verheiratete Frau gewesen sei. Diese sei dann, als sie sie vor die Wahl gestellt hatte, bei ihrem Mann geblieben. Als wir diese erste große Liebe dazustellen, ging ein Aufatmen durch beide Stellvertreterinnen. Die Stellvertreterin der Protagonistin wendete sich ihrer großen Liebe zu, und es wurde deutlich, dass dort kein „guter Abschied“ genommen worden war und Verletzungen noch unverarbeitet zwischen ihnen standen. Als diese ausgesprochen und geklärt werden konnten, war es der Stellvertreterin der Protagonistin möglich, ihrer großen Liebe „einen guten Platz im Herzen“ zu geben. Dann konnte sie sich von ihr lösen, und der Weg zur neuen Partnerin war frei(er). Die Partnerin konnte dann ebenfalls diese für ihre jetzige Partnerin so wichtige Beziehung anerkennen und würdigen. Als die Protagonistin dann an ihren Platz in der Aufstellung kam, ging sie spontan einige Schritte auf ihre Partnerin zu. Beide lösten von selbst die Gegenüberstellung, indem sie jetzt nebeneinander traten.

Zum Gelingen einer Beziehung trägt es bei, wenn man sich den wichtigen früheren Beziehungen zuwendet und das, was dort noch zu klären ist, klärt, sie anerkennt und sie somit ihren Platz im Gegenwartssystem erhalten. Oder wie Bert Hellinger es in „Wie Liebe gelingt“ ausdrückt: Wenn es frühere Bindungen gibt, heißt das nicht, dass spätere Beziehungen nicht gelingen. Doch sie gelingen nur unter der Bedingung, dass die frühere Partnerschaft geachtet und gewürdigt wird. (S. 22) Auch wenn dieses Buch einen Paarkurs mit heterosexuellen Paaren schildert, Liebe bleibt Liebe und Bindung bleibt Bindung – das konnten wir in dieser Aufstellung sehen.

In der eben geschilderten Aufstellung taucht im Schlussbild ein allgemeines Thema homosexueller Paare auf. Da stehen nun beide Frauen nebeneinander, und der gemeinsame Blick geht nach vorne.

Bei heterosexuellen Paaren, die Kinder zeugen können, werden dort, wo der gemeinsame Blick ruht, früher oder später Kinder stehen. Bei heterosexuellen Paaren verbindet das Paar in der Tiefe der Wunsch nach einem Kind oder später auch die Kinder selbst und die „Sorge“ um sie. Es ist so etwas wie ein gemeinsames Projekt, etwas gemeinsames „Drittes“, auf das sich das Paar hin ausrichtet.

Bei gleichgeschlechtlichen Paaren, ebenso wie bei kinderlosen heterosexuellen Paaren, ist diese fast selbstverständ-

liche oder natürliche Hinwendung auf ein gemeinsames Kind, das gemeinsame „Dritte“, nicht möglich. Das ist meist in der Tiefe schmerzhaft (für beide oder für einen der Partner) und hinterlässt eine Lücke.

Dazu noch eine Aufstellung: Ein schwules Paar, Mitte 40, stellte seine Beziehung auf. Sie lebten seit circa 10 Jahren zusammen und beschrieben ihr Zusammenleben: „Es läuft nichts mehr zwischen uns, weder sexuell noch anders. Wir leben nebeneinander her wie ein altes Ehepaar.“ Ihr Anliegen war es, gut miteinander alt werden zu können. Sie betonten auch, dass das nicht die Regel sei, dass schwule Paare so lange zusammenbleiben und gemeinsam weitergehen wollen.

In der Aufstellung schauten beide Stellvertreter schräg aneinander vorbei. Sie sahen den anderen wohl, aber schauten gleichzeitig in entgegengesetzte Richtungen. Ein Partner beschrieb es so: „Ich sehe in meine Zukunft. Ich sehe zwar meinen Partner, aber meine Zukunft ist nicht seine.“ Resignation, Frust und Trauer waren die vorherrschenden Gefühle. Als sich die beiden Männer einander mehr zuwandten, tauchte ein Gefühl von Leere auf, als fehle etwas.

Der von uns daraufhin vorgegebene Satz: „Wir werden keine gemeinsamen Kinder haben“ löste bei beiden Partnern zunächst Abwehr aus. Das sei ihnen klar, das sei kein Thema. Wir forderten sie auf, diesen Satz sich noch einmal einander zu sagen und nachzuspüren, wie es ist, diesen Satz selbst zu sagen und diesen Satz vom Partner zu hören. Bei beiden Partnern trat in unterschiedlicher Ausprägung so etwas wie ein „Verlustgefühl“ auf, besonders berührte die Partner das Wort „gemeinsame“ Kinder. Dieser Aspekt von: die Hälfte von mir und die Hälfte von dir für etwas Neues, das nach außen sichtbar ist.

Über das gemeinsame Gefühl von Verlust trat bei den Partnern Entspannung und eine Verbindung zueinander ein. Wir stellten nun eine Person für das gemeinsame Dritte, was immer das auch sein sollte, dazu. Beide empfanden das als eine gute Orientierung, als etwas, auf das sich beide ausrichten konnten.

Dieses gemeinsame Dritte, zum Beispiel ein gemeinsames Projekt, in dem sich beide finden, scheint ein wichtiger Aspekt für eine gelingende, gute kinderlose Partnerschaft zu sein. Man könnte fast sagen: „Aufgabe“ der kinderlosen Paare ist es, etwas Gemeinsames zu schaffen, ein Projekt, eine Vision, etwas, zu dem beide „Ja“ sagen können, wo sie sich einbringen können und müssen und sich auf diese Weise verwirklichen und weiterentwickeln können.

Resümee und Aussicht

Für mich persönlich waren diese zwei Seminare sehr reich an Erfahrung, allein schon durch die Tatsache, dass ich als einzige Heterosexuelle in einem Kreis von Lesben und

Schwulen saß. Ich fühlte mich fremd, ich fühlte mich anders. So schwirrten Fragen durch meinen Kopf, ob ich wohl verstanden werde, ob das, was ich sage, für „voll“ genommen wird und ob ich von der Gruppe als dazugehörig angenommen werde. Es war sehr eindrücklich, einmal selbst den Platz desjenigen, der „anders“ ist, einzunehmen. Im Laufe der Seminare wurde dann deutlich, dass es Themen gibt, die uns alle betreffen, unabhängig von unserer sexuellen Orientierung: der Wunsch nach Zugehörigkeit, der Wunsch, Liebe zu geben und zu nehmen, die Bindung an den Partner, an die Partnerin. Nach der Erfahrung von meinen Koleitern und mir ist die Homosexualität eines Familienmitgliedes ein wichtiger

Aspekt der jeweiligen Familie, ein Aspekt, der im System wirkt, der mit dazugehört und ein Recht hat, gesehen zu werden. Herr Jörg geht sogar so weit, die Homosexualität als „Auftrag im System“ zu sehen. Das Thema Homosexualität stellt einen nicht wegzudenkenden Teil eines größeren Ganzen dar.

Es wird insbesondere auch durch den Ausschluss aus der Herkunftsfamilie beziehungsweise durch das Abwenden von der Herkunftsfamilie zum „besonderen“ Schicksal, das dann wiederum, eventuell über weitere Verstrickungen, in den nächsten Generationen weiterwirkt.

Diana Drexler

„Kann rosa Liebe gelingen?“

Bemerkungen zu Aufstellungsseminaren mit Schwulen und Lesben

Vom 15. bis 17. November 2002 fand in Berlin eine gemeinsame Fachtagung der deutschen Aidshilfe und des Verbandes lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen e.V. (VLSP) unter dem Titel „Sexualität – wohin?“ statt. Hier bot ich einen Workshop über Systemaufstellungen unter besonderer Berücksichtigung von Beziehungsgestaltung, Partnerschaft und Sexualität an. Dass dies letztlich gelungen ist, verdanke ich vor allem dem Für- und Zuspruch meiner homosexuellen Freundinnen und Freunde, die Aufstellungsarbeit kennen und mit mir der Meinung sind, dass systembezogenes Denken und die damit verbundene (therapeutische) Haltung hilfreich sind, um gute Lösungen bei persönlichen und Partnerschaftskrisen anzustoßen. Eine lesbische Kollegin und ein schwuler Kollege nahmen als „Ko“s am Workshop teil.

Die rege (An-)Teilnahme, die vertrauensvolle und intensive Atmosphäre und die Offenheit der Aufstellenden haben dieses Seminar zu einem besonderen für mich gemacht – nicht zuletzt auch deshalb, weil ich mich als „Hete“ zunächst unvertraut, fremd, ja sogar ängstlich gefühlt hatte. So mag es homosexuellen Teilnehmern in Seminaren mit Heterosexuellen gehen.

Im Folgenden möchte ich einige Erfahrungen aus dem Workshop und anderen Aufstellungsseminaren herausgreifen, die auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Seminaren mit homosexuellen und solchen mit heterosexuellen Teilnehmern hinweisen. Diese Erfahrungen beziehen sich auf das Vorfeld und den Kontext, in dem eine solche

Seminarausschreibung stattfindet, auf das Phänomen der Ausgrenzung Homosexueller in ihren Familien und in der Gesellschaft, Reaktionsformen auf diese Ausgrenzung und schließlich auf Dynamiken in Paaraufstellungen.

Es sei betont, dass es sich bei den Beschreibungen von beobachteten Beziehungsmustern um Einzelerfahrungen handelt und dass die Anmerkungen dazu vorläufig und hypothetisch sind. Deshalb verzichte ich hier ganz bewusst auf die ausführliche Darstellung einzelner (Aufstellungs-) Arbeiten, da dies meines Erachtens zur Festschreibung bestimmter Dynamiken und somit wieder zur Kategorisierung wie bei Diagnosen einlädt.

Vorbemerkungen zur Ausschreibung eines schwul-lesbischen Seminars

Wie beginnen? Diese Frage stellte sich nicht nur beim Schreiben dieses Artikels, sondern schon bei der Ausschreibung des Workshops. Mir war zunächst gar nicht bewusst, wie komplex und sensibel die Thematik ist, und dass schon die Wahl des Seminartitels („Kann rosa Liebe gelingen?“) erklärungs- beziehungsweise diskussionswürdige Implikationen nahelegte.

Ist „rosa Liebe“ eine andere als die heterosexuelle, manche mögen gar versucht sein zu sagen: die „normale“ Liebe? Zumindest suggeriert der Titel ja einen Unterschied. Dieser Unterschied wird noch zusätzlich betont durch das Angebot eines Seminars „speziell für ...“ Sind Homosexuelle also anders und speziell, handelt es sich womöglich gar um eine Diagnosegruppe, die besonderer Zuwendung oder gar Behandlung bedarf?